

(Nachdruck verboten.)

15]

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

„Nein — ?! Warum denn nicht?“ Schlieben sah sie sehr erstaunt an. „Habe ich ihm denn nicht gesagt: sofort an die Arbeit?“

„Das hast Du gesagt. Aber ich habe ihm gesagt: lauf! — Paul, sei nicht böse!“ Sie sah, daß er auffahren wollte und legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm. „Wenn Du mich lieb hast, laß ihn! Ach, Paul, glaube mir, glaube mir doch: er kann ja nicht dafür, er muß sich ausrennen, austoben, draußen sein — er muß!“

„Du hast immer Entschuldigungen! Denke doch nur an die Geschichte mit dem Tornister, aus seiner ersten Schulzeit — oben in die Kiefer hatte der Bengel den geworfen. Hätte nicht zufällig ein Arbeiter den Ranzen entdeckt und zu uns gebracht, weil er den Namen auf der Fibel las, hätten wir lange suchen können. Du hast es entschuldigt — nun, das war auch weiter nichts Schlimmes — ein Uebermut — jetzt entschuldigst Du aber ganz anderes! Und alles!“ Der seiner Frau sonst so nachgiebige Mann erzürnte sich in seiner ernstlichen Besorgnis. „Ich bitte Dich, Käte, sei nicht so unglaublich schwach mit dem Jungen! Wo soll das hin mit ihm?“

„Dahin!“ Ernst zeigte sie auf ihn und sich. Und dann, mit einem Ausdruck tief-innerster Empfindung legte sie die Hand auf ihr Herz.

„Wieso? Ich verstehe Dich nicht! Bitte, habe die Güte, Dich etwas deutlicher auszudrücken, zum Rätselraten bin ich nicht gelaunt!“

„Wenn Du's nicht errätst, wirst Du's auch nicht verstehen, wenn ich Dir es deutlicher sage!“ Sie senkte den Kopf, und dann nahm sie wieder ihren früheren Platz ein; aber sie sahn nicht mehr vor sich hin, sondern es schien ihm, als lausche sie mit geneigtem Ohr dem gellenden Triumphgeschrei, das hinterm Haus von dem wüsten Feld her bis übers Dach stieg.

„Du wirst nie mit dem Jungen fertig werden!“

„O, ich werde schon!“

„Natürlich, wenn Du ihm allen Willen läßt!“ Mit eiligem Schritt ging Schlieben aus dem Zimmer; der Unwille wollte ihn übermannen.

Vielleicht zum erstenmal in seiner Ehe war Schlieben ernstlich böse auf seine Frau. Wie konnte Käte so unvernünftig sein?! Seinen Befehl so wenig beachten, als wäre der gar nicht gegeben — ja, sich in direkten Gegensatz zu ihm stellen?! O, der Bengel war schlau genug, der zog schon seine Schlüsse daraus! Und tat er's noch nicht, so fühlte er doch instinktiv, welchen Rückhalt er an der Mutter hatte. Es war geradezu unglaublich, wie schwach Käte war!

Die weiche, sensitive Art, die den Mann zuerst an seiner Frau entzückt hatte, die den gleichen Zauber für ihn behalten hatte alle die Jahre hindurch, dünkte ihn jetzt auf einmal übertrieben — kindisch. Ja, kindisch war diese Mengsilich-tuerei, diese ewige Angst vor dem, was vorbei und vergessen war! Von der Mutter hatten sie doch nie mehr etwas gehört, warum deren Schatten denn bei jeder Gelegenheit wieder heraufbeschwören? Geburtsschein und Taufattest des Jungen hatte man doch sicher in Händen, und das Venn war weit — er würde es nie sehen — warum denn nur immer dies zitternde Vagen? Es lag gar kein Grund dazu vor. Sie lebten in so angenehmer Umgebung, Wolf wuchs in so geordneten Verhältnissen auf, besaß alles, was ein Kindergemüt ausfüllt und beglückt, daß es eine wahre Manie von Käte war, bei ihm eine Art von Heimatsehnsucht vorauszusetzen. Wie sollte er überhaupt dazu kommen? Er hatte ja gar keine Ahnung, daß hier eigentlich nicht seine Heimat war. Es war traurig mit Kätes Uebersensibilität — wahrhaftig, die Frau konnte einen mit nervös machen!

Und Schlieben fuhr sich über die Stirn, wie um unlieb-same Gedanken mit einer Handbewegung fortzuschleudern. Er zündete sich eine Zigarre an; heute eine extra feine, die er sonst seinen Gästen überließ, er hatte das Gefühl, sich über eine unangenehme Stunde forthelfen zu sollen. Denn unangenehm und schwierig blieb die Sache doch, wenn er auch hoffte, schon auf die richtige Lösung der Frage zu kommen:

wie erzieht man solch ein Kind? Jedenfalls nicht so, wie Käte es tat! Das war ihm schon jetzt klar.

Blaue Rauchkringel in die Luft blasend, saß Schlieben in der Sockade seines Arbeitszimmers. Seine Stirn blieb gerunzelt. Da war er heute recht abgesspannt aus dem Kontor gekommen, hatte allerlei Verwicklungen gehabt — Ärger genug —, hatte eilige Briefe diktieren müssen, sich keine Pause gegönnt, und hatte nun zu Hause ein angenehmes Ausruhen erhofft — vergebens! Merkwürdig, wie ein einziges Kind den ganzen Haushalt, das ganze Leben verändert! Wenn der Junge nicht da wäre — — ?! Ja, dann hätte er jetzt eine friedliche kleine Mittagsruhe — ausgestreckt auf dem Divan, die Zeitung vorm Gesicht — hinter sich und ginge nun zu Käte hinüber, um bei ihr in höchst gemütlichem Tête-à-Tête den Kaffee zu trinken, den sie mit so viel Anmut in der sum-menden Wiener Maschine selber bereitete. Er hatte immer so gern still zusehen, wie ihre schlanken, gepflegten Hände sich geräuschlos dabei bewegten. Schadel!

Er seufzte. Aber dann bezwang er sich: nein, einer augenblicklichen Verdrießlichkeit wegen durfte man ihn nicht wegwünschen! Wie viel frohe Stunden hatte ihnen das kleine Wölschen doch bereitet! Es war reizend gewesen, seine ersten Schritte zu beobachten, seine ersten zusammenhängenden Worte zu belauschen. Und war nicht Käte in seinem Besitz so glücklich — oh, wer sagte da: glücklich gewesen?! — sie war es ja noch! Es ging ihr nichts über den Jungen. Und daß der Stunden des ungetriebenen Beglücktheits durch ihn jetzt nicht mehr ganz so viele waren als vormalig, das war ja nur natürlich. Er war eben nicht mehr das Bübchen, das dort, dort drüben aus jener Ecke, bis hierher zum Sofa den ersten kühnen Lauf gewagt und, jauchzend über den eigenen Wagemut, des Vaters Wein umflammert hatte. Er fing jetzt an, ein selbständiger Mensch zu werden, einer mit eigenen Wünschen, nicht mehr mit solchen, die in ihn hineingetragen worden waren; ureigene Willensäußerungen gaben sich kund. Jetzt wollte er dies und wollte jenes und nicht nur mehr das, was die Erzieher wollten. War das aber nicht natürlich? Ueberhaupt, wenn ein Kind erst in die Schule geht, was stellt sich da nicht alles ein?! Man mußte Nachsicht haben, wenn man sich nicht auch gleich die ganze Lebensführung beeinflussen lassen wollte — erst die Eltern, dann das Kind!

Schlieben fühlte, wie er sich nach und nach beruhigte. Ein Junge — welche Unsumme von Wildheit, Müßigkeit, Ungebundenheit, ja Ungebärdigkeit ist nicht in dem Wort mit einbegriffen! Und alle, alle, die jetzt Männer waren, waren einst doch auch Jungen!

Die Zigarre ging ihm aus; er hatte vergessen, daran zu ziehen. Mit einem eigentümlich milden Gefühl, das nicht frei von einer leisen Sehnsucht war, gedachte Schlieben der eigenen Knabenzeit. Nur ehrlich: hatte er nicht auch getobt und geläut, sich beschmukt, erhitzt und Sosen zerrissen und dumme Streiche gemacht, mehr als genug?!

Wunderbar, wie genau er sich jetzt auf einmal einzelner Strafpredigten erinnerte und der Tränen, die er der Mutter ausgepreßt hatte; auch noch sehr deutlich der Tracht Prügel, die er einmal für eine Lüge erhalten hatte. Sein Vater hatte dozumal gesagt — plötzlich war's ihm, als hörte er die Stimme, die sonst gar nicht sonderlich feierlich, sondern recht alltäglich geklungen hatte, jetzt aber durch den Ernst geädelt wurde, hier in der Stube widerhallen —: „Junge, alles kann ich Dir verzeihen, nur das Lügen nicht!“ Ah, es war damals recht unerquicklich gewesen in dem engen Kontor, wo der Vater am hölzernen Stehpult lehnte und den Stock auf dem Rücken hielt. Das Köppchen, das er seiner Klage wegen trug, hatte er in der Erregung schief geschoben, seine blauen freundlichen Augen blickten scharfspähend und zugleich betriibt.

„Alles kann man verzeihen, nur das Lügen nicht“ — ei, hatte der Junge, der Wolfgang, denn gelogen?! Bewahre! Einfach ungezogen war er gewesen, wie es auch die besten Kinder einmal sind!

Schlieben fühlte eine Beschämung: und er, er wollte dem Jungen diese einfache Ungezogenheit so übel nehmen?!

Er stand vom Sofa auf, stieß den Rest seiner Zigarre in den Aschenbecher und ging hinaus, um sich nach Wolfgang umzusehen.

Er traf die vier im vollen Glück des Spiels. Sie hatten sich ein Feuerchen angezündet auf dem unbebauten Land dicht hinterm Gartengitter, so daß die überhängenden Büsche des Gartens sie wie ein Dach beschützten.

Eng hockten sie zusammen; sie waren jetzt im Lager. Frida hielt Kartoffeln in der Schürze, die in der Küche gebraten werden sollten; aber das Feuerchen wollte nicht brennen, das Reisig schwelte nur. Wolfgang lag bäcklings auf der Erde und blies, auf die Ellenbogen gestützt, mit aller Kraft seiner Lungen. Aber die Leuchte doch nicht aus, das Feuer wollte und wollte nicht brennen.

Leise war Schlieben herangekommen, in ihrem Eifer hatten die Kinder ihn gar nicht bemerkt. „Will's nicht brennen?“ fragte er.

In einem heftigen Emporschwellen war Wolfgang sofort auf den Füßen. Er war rot und frisch gewesen, nun wurde er blaß, sein offener Blick senkte sich scheu, ein trüblicher Ausdruck verlängerte sein rundes Kindergesicht und ließ ihn älter erscheinen.

„Muß ich 'reinkommen?“ Es klang kläglich.

Schlieben überhörte die Frage mit Absicht; er hatte ihn eigentlich hereinholen wollen, aber nun zögerte er plötzlich zu sagen: ja. Es war doch hart für den Zungen, nun fortzumüssen, ehe das Feuerchen brannte, ehe die Kartoffeln gebraten waren! So sagte er nichts, sondern bückte sich, und als er doch noch nicht tief genug herabkam, kniete er nieder und blies mit dem vollen Odem seiner breiten Brust in das schwach-knisternde Gezeig. Sofort sprühten Funken, und ein aufzüngelndes Flämmchen wurde rasch zur Flamme.

Ein Sauchzen stieg auf. Frida hüpfte im Kreis, ihre Böpfe flogen: „Et brennt, et brennt!“ In ihren Jubel stimmten Artur und Hans mit ein; auch sie hüpfen von einem Fuß auf den andern, klatschten in die beschmutzten Hände und schrien gellend: „Et brennt, et brennt!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Maitag in der Sächsischen Schweiz.

So schön Dresden ist, die Maisonne lockt hinaus. Aus der Stadt, aus den engen Gassen hinaus. Der Goldregen schüttet seinen Segen strahlend herab. Und der Roldorn prangt in der Sonne, als sei er über und über mit roten Edelsteinen besetzt. Ein paar Minuten nur, da sind wir im Freien. An Gärten fahren wir vorbei. Schon breiten sich die Ebenen grün und fruchtbar.

In weiter Ferne Höhenzüge. Schnell führt uns die Bahn dorthin. Das Tal verengert sich. Dicht an der Elbe fahren wir entlang. Drüben, am anderen Ufer, leuchten helle Sandsteinbrüche, deren Wände jäb abfallen. Grünes Gestrüpp umkränzt den Rand des Gesteins.

Der Zug hält. Wir stehen am Ufer. Die Dampffähre führt uns hinüber. Zurückblickend gewahren wir den leichtgeschwungenen Lauf der Elbe, die sich durch das Gestein einen breiten Weg bahnte, den menschliche Kunst benutzte, um an den Stellen, wo Seitenflüsse zufließen, Ansiedelungen und Dörfer hinzusetzen, die dann die Bahn miteinander verbindet.

Wehlen, ein freundliches Dorf, das sich unter einem Felsvorsprung aufbaut. Zwischen den kleinen Häusern führen die Gassen in Winkeln kreuz und quer aufwärts. Auf halber Höhe der Markt, von alten Häusern umstanden. Am Bach entlang eine Treppe hinauf. Drüben eine Volksschule. Die Kinder spielen im Freien, und ihr Lachen erfüllt den Raum und hallt wieder. Da laufen die Jungen, da spielen die Mädchen. Und am Baum stehen noch kleinere Zuschauer und sehen gespannt zu, ohne Rücksicht auf ihre kleine Nasen, die sie eng an das Holz drücken, dessen Stäbe sie fest umklammern. Die Mädchen stehen manchmal schon wie Erwachsene beieinander und erzählen sich mit ernsthaften Gesichtern wichtige Neuigkeiten.

Einen Augenblick Raft, ein kurzes Besinnen. Es klingt wie ein Märchen. Da, wo heute der Mensch wandelt, war einst ein Meer, eine tiefes, unabschbares Meer, das alle Erhebungen gleichmäßig bedeckte. Sand setzte sich nieder, allerlei Zusätze, die ein Zusammenhaften bewirkten, kamen hinzu, und unter dem Druck des Wassers bildeten sich kompakte Massen. Das Meer ging zurück. Nun kamen vulkanische Ausbrüche, die Basaltlava tief hinein in das losere Sandgestein preßten, das sich gleichsam einstrah in die Räden. Als der Gletscher, der diese Gebiete bedeckte, zurückging, flossen die Ströme schneller die Ebene hinab. Sie fraßen sich hindurch, durch die Ebene, und vertieften ihr Flußbett, so daß zu den Seiten sich Anhöhen bildeten. Durch die Lagerung auf dem Meeresboden hatten sich Schichten abgesetzt. Diese arbeitet jetzt die Verwitterung, die Luft, das Wasser, der einfallende Sand, die wurzelschlagenden Pflanzen heraus. So bilden sich Ablösungsflächen; zu hohen Türmen scheinen die Quadern geschichtet. Während das Meer kompakte Massen gleichmäßig absetzte, fraßen die zer-

störenden Kräfte der Verwitterung an der Luft Klüfte, Gänge, Schluchten in das Gestein. Der Basalt widersteht der Verwitterung energischer als der Sandstein. So ragen aus dem hellen Sandstein die stehenbleibenden Basaltblöcke wie wuchtige Türme heraus, dunkler gefärbt. Auf verhältnismäßig kleinem Raum liegt das alles schön zusammen. Die Wirklichkeit, mit offenen empfänglichen Augen betrachtet, ist reich genug an Lieberaschungen, die keine Phantasie überbietet. Abwechslungsvoll ist der Anblick. Von Schritt zu Schritt wechselt das Bild. Malerische Schönheit und interessante Bildung fügen sich auf kleinem Raum einheitlich zusammen.

Zum Beispiel das kleine Dörfchen, das wir jetzt hinter uns gelassen. Wüßten wir nicht, daß wir in Sachsen sind, man würde an Italien denken können. Eine üppige Vegetation. Breit auseinander gelegte Besitzungen. Ansehnliche Häuser, kleinen Mauernhöfen. Dabei macht doch alles den Eindruck bäuerlicher Eigentümlichkeit. In das tiefe, schöne Grün, das reich sich entfaltet, schmiegen sich die Häuser mit ihren grauen Farben hinein, ein heiteres Bild voll schöner, leichter Ruhe.

Wir sind allein. Stille umgibt uns plötzlich. Ein kühler Grund, ein Weg zwischen Tannen. Wir wandern still darunter hin. Der Wehlener Grund. Das Licht scheint hell durch die Zweige. In den dunklen Zweigen vorn helle Spitzen, die jungen Triebe, deren zartes Grün in der Sonne leuchtet. Ein Blinkern und Wlizen über und vor uns, eine zauberhafte Frühlingspracht. Braun und kühl führt der Weg zwischen den Stämmen hindurch.

Steine liegen in mächtiger Größe hier und da verstreut, Moos wächst auf ihnen. So wuchtig wie ihre Massen, so stumm lagert die Stille. Die um so einsamer wird, als nur ein leichter Wind ab und zu Kühlung säckelt, ein Vogel droben in den Zweigen zwitschert.

Rechts und links vom Wege zuweilen ein Rascheln im Unterholz. Frauen, die Holz sammeln. Andere kommen uns entgegen, mit voller Kiepe, und grüßen im Vorbeigehen. Steinklopfer sitzen am Wege. Wie vergeht ihnen der Tag in dieser Einsamkeit? Sigen tagaus, tagein unter den Bäumen im Walde und hören nur das Klopfen ihrer Hämmer. Von fern hört man einen Wagen knarren, die Bremsen zieht an. Das sind die eintönigen Geräusche des Balbes, überall gleich und doch immer wieder voll tiefer Poesie, daß man klopfenden Herzens still steht und horcht.

Der Weg berengert sich. Felsen ragen hoch hinauf und drängen an den Weg heran. Dunkler wird das Licht. Glatt sind die Steine, feucht, und Moos wächst bis oben hinauf. Schrotte Gebilde, die die eigentümlichen Formationen deutlich zeigen. Das Wasser hat tiefe Löcher und gerundete Furchen in ihnen ausgewaschen. Dazwischen stehen die Kiefern schlank und aufrecht. Sie streben auffällig aus dem Dunklen ins Licht. Oben erst sehen sie Zweige an. Ohne jede Krümmung ist ihr hoher Wuchs. Dazwischen die Buchen mit ihrem lachenden, funkelnden Grün, silbernes Licht verstreuend über den dunklen Grund, den Zicharrgrund, der düsterer, wilder ist als der Wehlener Grund. Eine Felsengasse führt an einer überhängenden Wand vorbei, die glatt abgewaschen ist, wie eine Schiefertafel.

Plötzlich verändert sich das Bild. Die Felsen hören auf. Wir treten auf ein Plateau hinaus. Mächtig steigt der Weg durch eine kleine Anpflanzung hinauf. Wenn wir zurückblicken, sehen wir lieblich das Tal zwischen den Wipfeln der Bäume erscheinen, in hellem Grün, sonnenbeschienen.

Leise grollt ein Gewitter, das im Anziehen begriffen ist, hinter den Bäumen. Schon unten standen am Himmel dunkelblaue Wolken. Aber die Sonne behauptet sich sieghaft. Feucht duften der Boden und die Stämme. Von Zeit zu Zeit wieder dumpfes Grollen hinter den Stämmen. Und wenn wir nach der anderen Seite zurückblicken, leuchtet dennoch blauer Himmel über dem Tal, und man glaubt nicht, daß wirklich Donner und Wlitz die Ruhe stören wird. Nun, auf der Höhe, führt der Weg eben hin. Kaum meint man, sich auf dem Kamm zu befinden.

Doch plötzlich gähnt links der Abgrund tief hinab. Die Schlucht zeigt uns die Höhe, die wir erklommen. Gegenüber die Bergwand, fast kahl, grau und monoton. In hohen Säulen türmt der Fels sich auf. Tief sieht man hinunter, wo kein Weg, kein Steg geht und nicht einmal ein Bach sich schlängelt. Noch ein paar Schritte, und wir stehen vor der Vastei.

Wie angenehm die Raft auf der Veranda. Der Blick über die Ebene ist wie ein abgeschlossenes Bild, das sich fest einprägt. Es ist eingefaßt von den beiden hohen Stämmen, die hoch neben dem Stein aufwachsen, auf den jeder Ankommende, der die Aussicht genießen will, tritt. Ueber den Stein ragt von unten, sich scharf abhebend, die Krone einer knorrig gewachsenen Kiefer in die Luft. Bewaldete Berge im Hintergrund. Ein Schloß, das rings den Gipfel des als breites Viereck wie ein großer Tisch aus der Ebene ragenden Berges mit Mauern umschließt, die Festung Königstein. Grau im Grünen liegen die Mauern. Die Wipfel der Bäume stehen dicht belaubt, wie runde Strubellöpfe, von der Sonne bestrahlt, sich hell von dem dunklen Nadelwald absondernd. Eine andere Erhöhung in der Ferne zeigt die spitzgelige Form eines Kraters. Die Ebene ist hellgrün, zuweilen, wenn eine Wolke sie überflattet, dunkel gelöst. Fern sieht man die Elbe, ein braungelbes Land zwischen Gängen. Leicht wellen sich die Hügelzüge, grau übergehend am Horizont in das matte Grau der Wolken.

Ein Vogel wiegt sich leicht und langsam in dem hohen Raum, der die Ebene überwölbt. Reden und Geräusche verllingen. Die

Kellner stehen gelangweilt herum. Und selbst die Schar der biden Studenten, die schon bejährt aussehen wie im Dienst ergraute Familienväter, wirken nur wie ein Witz, der in dieser Natur um so grotesker erscheint. Grau steht die Wetterwand am Himmel, mit dem Horizont zu seinem Grau sich vereineud. In dieses gleichmäßige Licht ist nach und nach die ganze Aussicht getaucht, graue Schleier, die Ebene, Berg und Himmel überziehen.

Tritt man auf den Basteiisen, der senkrecht zur Ebene abstürzt, so erblickt man drunten die Elbe in großer Bindung, dicht dabei ein Dorf mit Wiesen; das alles hebt sich haarscharf heraus, gleich einer perspektiven Zeichnung, da das Auge fast senkrecht hinabsehen kann.

Ein stiller Weg und Wald. Links Tannen, der Boden mit braunen Nadeln bedekt. Rechts Laubwald, helleres Licht; zu Füßen der Stämme wächst Heidelbeerkraut.

Die Felsen türmen sich wieder grotesk auf, der Weg verengert sich und führt in abgeschlossenen Bindungen abwärts. So wild und düster ist die Gegend, daß man ihr wohl glaubt, daß während des dreißigjährigen Krieges die Umwohner sich in diese Schluchten flüchteten. Schwedenlöcher heißen sie daher. Es sind wirklich Berstecke, in denen niemand Menschen vermuten konnte. Immer enger treten die Schluchten zusammen. Moosbewachsene Felsen versperrten den Weg. Man kriecht unter dem Felsdach hindurch. Noch oben das Licht. Das gelbe Moos, das dort oben die Felsen bedeckt, leuchtet in der Sonne wie Edelpatina.

Wie Kullissen schieben sich die Felswände eng zusammen. Räume liegen, übereinandergestürzt, von Fels zu Fels. Stufen führen hinab. So eng ist der Durchgang, daß immer nur eine Person hindurchkommt. Kühle Luft weht uns an. Wie auf einer Bühne sieht es aus, alle Augenblide verändert sich das Bild, schließt hinten ab und öffnet sich vorn zu neuen Ausbliden. Dicht am Weg das Bett eines ausgetrockneten Baches. Ganz still. Still und kalt. Und immer tiefer führt der steile Weg hinab, der sich zwischen den Felsen hindurchzwängt.

Tief im kühlen Felsenloch ein Wirtshaus; der Amselfall. Vögel flattern schar über dem Gestein. Eine Höhle, darüberhin spricht das Wasser, das von hier aus wie ein Schleier aussteht. Diese romantische Szenerie soll dem Verfasser des „Freischütz“, Joh. Fr. Kind, für die Wolfsjagd vorgeschwebt haben. Und der findige Wirt benutzte diese Anregung und verkündet auf einer Tafel an einem Felsvorsprung: Hier goß der Freischütz seine Kugeln. Er ist sich offenbar über Ursache und Folge nicht recht klar. Er liebt offenbar das Bangemachen. Eine andere Tafel warnt vor dem Betreten einer Höhle, die man nur auf eigene Gefahr besuche, Eltern seien verantwortlich für ihre Kinder. Sommerfrischlerromantik. Man gibt dann das Trinkgeld lieber und entschuldigt die hohen Preise. Nach fünf Minuten hört der Wasserfall auf, plätschert nur noch, bis wieder neue Besucher kommen, dann wird er wieder aufgezogen. Aber dennoch sitzt sich hier nett, ganz zwischen Felsen eingenistet, die uns kühl anwehen.

Nun ist der Weg ins Dorf nicht mehr weit. Er schlängelt sich sacht in die Ebene, vorläufig noch an hohen Abhängen vorbei, deren Enge sich mählich erweitet. Waldwiesen verbreiten Duft. An der Felswand entlang, die sich in breiten Schichten hoch aufstürmt, führt der Weg hinab.

Der Abend kommt. In sanftem Rot leuchten matt die kalten Kluppen des Gesteins. Dieses sanfte Glühen ist der Abschied des Lichts. Und gut stimmt dazu das Blätschern eines Baches, der zur Seite des Weges dahinkullert. Es stört auch nicht, daß die Ansichtspostkartenverkäuferin, an deren geschmückter Holzstube wir vorüberkommen, ein schmachtendes Lied singt.

Abend. Die Mühle klappert am Weg. Der Bach rauscht stärker. Blütenbäume umstehen die Mühle im Grunde. Ab und zu kommen uns Leute entgegen, mit einer Goldkette auf dem Rücken. Man sieht sie von weitem herankommen auf der grauen Chaussee, gebückt, still vor sich hinsiehend, und der Gruß kommt einfach von ihren Lippen.

Zusammengedrängt liegen die Häuschen von Rathen an den Hängen. Ueber die kleinen Holzgäuze der Gärten sehen die Büsche herüber, über und über mit roten Blüten behangen, tränende Herzen. Darüber Fliederbäumchen, dicht in Büscheln blühend. Die Elbe fliekt grau und rosig im Abenddchein dahin. Langsam gleiten die Fische abwärts. Die Gestalten der Arbeiter heben sich einfach und schwarz ab.

Noch wartet die Fähre, die uns hinübertragen soll. Ueberfahrt über den abendlichen Fluß. Wie ein Bild von Schwind oder Richter. Vom Wasser aus sieht man die grauen Felswände sich stumm emporkreden.

Und während wir auf dem Bahnhof des kleinen Dorchens warten, bis der Zug heranbraust, der sich Bahn bricht durch die Felsen, wie früher Wasser sich hindurchsraß durch das Gestein, steigen drüben, vor der Felswand, vom Wasser Rebel sacht auf, und alles versinkt hinter matten Schleieren in einen schönen Traum, der allgemach in die Nacht hinüberschwindet.

Dann singt der Nachtwind dunkle Lieder in der stillen Gegend, sieht die träumenden Dörfer am Wasser liegen, an die Hänge sich schmiegen, und nur die Richter hinter dem kleinen Fenster zeigen ihm an, daß hier noch Menschen wohnen und wachen. —

— er,

st. Ein zum Narren gehaltener Serenissimus. Unter den fünfzehn Herzögen, die das Württemberger „Ländle“, bevor es von Napoleons Gnaden Königreich ward, mehr oder weniger despotisierten, war Friedrich I. (1593—1603) der schlimmsten einer. Seine absolutistische Willkür und Gewalttätigkeit wurde nur von seiner Geldgier übertroffen, die seine von Verschwendungssucht — byzantinische Geschichtsschreiber nennen sie Prachtliebe — stets genährt wurde. Die infame Verschacherung von Landeskindern zu Soldaten, womit einer seiner Nachfolger, der berühmte Karl Eugen, seine ewig hungrigen Kassen füllte, und die von Schiller in „Kabale und Liebe“ an den Pranger gestellt ward, wurde damals noch nicht praktiziert; dagegen stand der alchymistische Schwindler, des Goldmachers Kunst in höchster Blüte. Was Wunder, daß Serenissimus trotz seines sonst leidlichen Verstandes darauf hineinsiel und förmlich Jagd auf Goldmacher machte, indem er solche aus aller Herrn Rändern durch ein Ausschreiben an seinen Hof einlud. Er richtete ein prächtiges Laboratorium ein, worin er selber häufig hantierte, in Schurzfell, Lederhosen, mit aufgestülpten Ärmeln, wie ein gewöhnlicher Schmied.

Auf Empfehlung des bayerischen Tausendkünstlers und Goldapostels Würtheimer berief Friedrich einen Hans Hasenbühler aus Regensburg, des römischen Königs Hofalchymisten. Dieser fand sich zunächst in der Bezirksstadt Göppingen ein, ließ sich jedoch schwer krank melden.

Flugs eilte Friedrich per Wagen dahin, um dem Sterbenden sein Geheimnis zu entreißen. Er saß bei des Herzogs Anknft kerngesund wie ein Fisch im Wasser im warmen Bade. Der Herzog trat ein, ohne sich vorzustellen. Der Schwindler, wohl wissend, wen er vor sich hatte, grüßte ihn mit matter Stimme: „Ihr seid Herzog Friedrich der Weise von Württemberg, das sagt mir mein innerer Spiegel“. Er fuhr mit ihm nach Stuttgart und betrat nach längerer Pflege die Goldküche, und siehe da, schon die erste Probe gelang; im Schmelztiegel fand sich wirkliches Gold im Wert von zwei Dukaten. Täglich wurden allere Metalle geschmolzen, die Endschmelzung aber immer nur beim Erscheinen des Vollmonds vorgenommen, wobei sich jedesmal etwas Gold vorfand. Die beiden Galgenstride, Hasenbühler und Würtheimer, hatten nämlich zuvor Dukaten abgefickt und das so gewonnene Pulver heimlich in den Ziegel gleiten lassen. Nach etwa sechs Monaten verlangte endlich der Herzog eine tüchtige Ausbeute, zumal die Beche der flottlebenden Fremden wöchentlich 200 Gulden verschlang.

Der große Tag war gekommen, und in freudigster Spannung begab sich der Herzog in aller Frühe zum Laboratorium. Die Tür war verschlossen. Ein Bote ward in das Quartier der Goldmacher geschickt, um die „Schlafhauben“ zu holen. Der Bote kehrte mit der Meldung zurück, Hasenbühler mit seinen zwei Gesellen hätte sich in der Nacht auf und davon gemacht. Als man in die Werkstätte drang, war sogar das Silber in den Tiegeln verschwunden.

Nun gingen dem Herzog die Augen auf. Rasend vor Wut schlug er mit geballten Fäusten den herbeigeschleppten Würtheimer ins Gesicht, weil er nicht verraten konnte, wohin sein Spießgeselle geflohen. Dieser hatte ihn nämlich am Abend zuvor betrunken gemacht. Mit knapper Not entging Würtheimer dem Galgen, wurde an den Pranger gestellt, mit Ruten gestrichen und über die Grenze gejagt. An 10 000 Gulden kostete die Geschichte dem Herzog, der aber von seinem alchymistischen Aberglauben keineswegs kuriert war. —

K. Neuentdeckte antike Literaturschätze. Ueber die wichtigen Funde literarisch wertvoller Papyri auf der Trümmerstätte von Oxyrhynchos machen die beiden Endbeder, Dr. V. P. Grenfell und Dr. A. S. Hunt, in den „Times“ nähere Mitteilungen: Es ist nicht ungewöhnlich, daß man auf einer so reichen Fundstätte wie Oxyrhynchos große Mengen von Papyri findet, aber diese Funde bestehen hauptsächlich nur aus Briefen, Verträgen und Kontrakten, die sich auf die Verhältnisse von Privatpersonen beziehen, oder aus den mannigfaltigsten offiziellen Dokumenten, während literarische Fragmente bis jetzt sich kaum gefunden haben. Niemand bis ins letzte Jahr hat ein Forscher das Glück gehabt, einen Fund von solcher Bedeutung zu machen, bei dem die Papyri einen hohen literarischen Wert haben. Zum erstenmal stehen wir auf so wichtige Papyri am 28. Januar, als wir einen der wenigen übrig gebliebenen römischen Schutthügel aufgruben. Kurz vor Sonnenuntergang stießen wir etwa sechs Fuß unter der Oberfläche auf eine Stelle, an der im dritten Jahrhundert ein ganzer Korb von zerbrochenen literarischen Papyrusrollen auf den Schutt geworfen sein muß. Räht man die kleinen Fragmente beiseite, so sind zehn größere Manuskripte, aus einem oder mehreren längeren Stücken bestehend, aufgefunden worden, die alle dem zweiten oder dritten Jahrhundert angehören. Zwei von ihnen enthalten poetische Erzählungen, beide noch nicht aufgefunden Gedichte und von Dichtern höchsten Ranges, Pindar und Euripides. Der Pindarische Papyrus enthält vornehmlich Päane, das sind Oden, die Verehrung, Mittlesen und Dankagung an einen Gott ausdrücken, und die Autorschaft des großen Hymendichters wird erwiesen durch die Uebereinstimmung mit einem schon bekannten Pindarischen Fragment. Der Text ist von einer sorgfältig gearbeiteten Scholia begleitet. Soweit wir sie bisher zusammengestellt haben, ergeben sich neun ganz vollständige Kolonnen von etwa fünfzehn Zeilen

und es ist noch ein gut Teil anderer übrig. Da die bereits vorhandenen Fragmente der Papyrus uns zum erstenmal wirklich in diese Gattung händlicher Gedichte ein. Die zweite Serie poetischer Fragmente rührt von einer Rolle her, die eine Tragödie über das Oxyplethema enthält und der Kraft der Charakterisierung und der Eleganz des Stiles nach nur mit dem bisher verlorenen Oxyplethema-Drama des Euripides identifiziert werden kann. Das wertvollste Prosafund ist der Teil einer neuen Geschichte von Griechenland. Das längste Fragment davon ist noch nicht gelesen; aber eines der anderen Stücke handelt von Beziehungen zwischen Korinth und Argos und Sparta in der Zeit, die der Schlacht bei Nemea im Jahre 394 v. Chr. folgten, und berichtet im Zusammenhang mit den Schicksalen des korinthischen Feldherrn Timolaus über zwei anderweitig nicht berichtete Vorgänge des peloponnesischen Krieges. Aus dem Stil dieses Fragmentes geht klar hervor, daß es zu einem historischen Werk von hoher Wichtigkeit gehört, möglicherweise von Ephorus oder Theopompus verfaßt. Der andere neue Prosafund ist ein Kommentar zu dem zweiten Buche Thuchydes, ganz verschieden von der vorhandenen Scholie und, da die Ansichten des Dionysius von Halicarnaz kritisiert werden, wahrscheinlich ein Werk des ersten Jahrhunderts. Wenige Tage nach diesem Fund literarisch wertvoller Texte entdeckten wir die Ueberreste einer zweiten klassischen Bibliothek in einem anderen Schutthügel. Es fand sich ein vollständiges Gedicht von Hexametern in 22 Zeilen zum Lobe des Hermes, und dann waren noch einige Stücke da, die mehr als eine Kolumne Schrift enthielten; jedoch ist es zweifelhaft, ob zusammenhängende Blätter von größerer Länge aus den unzähligen Fragmenten werden zusammengestellt werden können, die in ihrer Größe ganz verschieden, bald ein paar Zeilen, bald nur ein paar Buchstaben enthalten. Das ist um so bedauerlicher, als der Eigentümer dieser Bibliothek eine große Sammlung lyrischer Dichter besessen haben muß. Wie wir aus den Ueberschriften der Rollen sehen, gehörten zu seiner Sammlung zwei oder drei Manuskripte, die Werke der Sappho enthalten haben müssen, ein großer Verlust, da wir von dieser Dichterin nur sehr wenig erhalten haben, dann Dithyramben des erst vor wenigen Jahren entdeckten Bakchylides und ein Manuskript mit Melamben des Cercidas. Ein einziges Fragment des lehterwähnten Werkes enthält über 70 Zeilen und, da die vorhandenen Ueberreste von Poesien des Cercidas nur vierzehn Zeilen umfassen, wird es jetzt erst möglich sein, ein festes Urteil über diesen Dichter-Philosophen von Megalopolis aus dem vierten Jahrhundert v. Chr. zu gewinnen. Die anderen Manuskripte dieses zweiten Fundes konnten bis jetzt nach ihren Dichtern noch nicht bestimmt werden. Einer der byzantinischen Schutthügel enthielt Seiten aus Papyrus- und Pergamentbüchern des vierten bis sechsten Jahrhunderts in beispielloser Anzahl. Unter diesen Stücken klassischer und theologischer Werke sei vorläufig nur eine Seite aus einem lateinischen Papyrus-Manuskript erwähnt, das Sallusts „Catilina“ enthält, und das 45 Zeilen umfassende Pergamentblatt, das von Jesus handelt. —

n. **Moderne Forschungen über Schylla und Charvbbis.** Wie wohl alle Sagengestalten des Homer, sind auch die Schylla und Charvbbis, diese Meeresungeheuer, die dem Odysseus sechs seiner Gefährten kosteten, auf tatsächliche Naturerscheinungen zurückzuführen. Da für diesen Teil der Odyssee auch bestimmte geographische Unterlagen gegeben sind, indem der Schauplatz dieses Ereignisses jedenfalls in die Nähe von der Insel Sizilien verlegt werden muß, hat man es längst herausgefunden, daß mit den räuberischen Ungetümen der Schylla und Charvbbis nur die gefährlichen Strudel gemeint sein können, die sich in der Meerenge von Messina zwischen Sizilien und dem Festlande finden. Ohne Zweifel haben diese starken Meeresströmungen im Altertum vielen der damals noch kleinen gebrechlichen Schiffe und ihren Insassen das Leben gekostet, und es lag für die Volkspheantasie nahe, diese Gewalten mit einem vielköpfigen oder vielarmigen Ungeheuer zu vergleichen, das den arglosen Schiffer packt und aus seinem Kahn heraus an sich reißt und verschlingt. Jetzt sind über die Strömungsverhältnisse in der Straße von Messina, wo übrigens der Name Schylla an einem Vorgebirge mit einem Ort auf der calabrischen Seite haftet, neue Forschungen durch Professor Platania vom Nautischen Institut in Catania vorgenommen und an die Peloritaniische Akademie in Messina berichtet worden. Es hat sich die merkwürdige Tatsache ergeben, daß die untermeerischen Strömungen in der Straße von Messina so stark sind, daß sie vermocht haben, die zwischen Sizilien und dem Festlande verlegten Kabel zu unterbrechen. Die Nachforschungen durch Professor Platania erstrecken sich im ganzen auf die letzten 40 Jahre zurück, und während dieser Zeit sind nicht weniger als 26 Kabelunterbrechungen zu verzeichnen gewesen, von denen witaus die Mehrzahl, nämlich 19, in der Jahreszeit zwischen November und April eintraten. Die starken Meeresströmungen verursachen eine fortwährende Reibung durch Sand und kleine Steine. Die auf dem Meeresboden befindlichen Felsen werden vom Schlamm und Sand rein-gefegt, und ihre so hervortretenden rauhen Oberflächen haben die Kabel allmählich durchgekehuert. In einem besonderen Fall scheint ein Kabel dadurch zu Schaden gekommen zu sein, daß sich in der Nähe eine unterirdische Schwefelquelle befand, die das Kabel langsam durchähte. Die Meeresströmungen in der Straße von Messina haben an der Oberfläche die beträchtliche Geschwindigkeit

von 8 Kilometern in der Stunde. Sie sind stets eine Gefahr für die Schifffahrt gewesen, und die Wracks von zwei großen Fahrzeugen, die noch im letzten Sommer an der sizilianischen Küste zu sehen waren, haben bewiesen, daß die alten Schreckgeister der Schylla und Charvbbis ihre gefährliche Macht noch immer nicht verloren haben. Das Vorhandensein einer entsprechend starken Tiefwasserströmung muß noch genauer untersucht werden. Die Biologen sind seit langem nach Messina gepilgert, weil sie dort auf eine besonders reichliche und interessante Ernte an Tiefseethieren rechnen können, die von Zeit zu Zeit durch Strudel im Meerwasser in die Höhe gebracht werden. In einer Tiefe von 20 Faden, also ungefähr 40 Metern, ist in der Tat eine Strömung des Meerwassers festgestellt worden, die der an der Oberfläche gerade entgegengesetzt fließt, so daß sich dort zwei gegeneinander gerichtete Strömungen übereinander befinden. Außerdem werden die Verhältnisse der Straße von Messina noch dadurch merkwürdig und für die Schifffahrt bedenklich, daß die Gezeiten, wie es in engen Meeresteilen gewöhnlich der Fall ist, hier eine besondere Höhe annehmen. —

Meteorologisches.

t. **Witterungserscheinungen auf Berggipfeln.** Die Wetterwarten auf hohen Berggipfeln haben für den Fortschritt der Witterungskunde außerordentlich viel geleistet. Lange Zeit waren sie überhaupt das einzige Mittel, die Zustände und Veränderungen in den oberen Luftschichten fortlaufend zu beobachten, und auch heute noch ist, wie die New Yorker Wochenschrift „Science“ rühmend hervorhebt, das Preussische Aeronautische Observatorium bei Berlin die einzige Anstalt, die von der Ebene aus tagtäglich schon seit Jahren mit Hilfe von Flugdrachen und Ballons die Verhältnisse des Luftmeeres in großen Höhen studiert. Abgesehen davon also erfahren wir nur durch die Bergwarten von den jähelichen und jahreszeitlichen Wandlungen im oberen Luftmeer in verschiedenen Höhen. Allerdings lassen sich die Beobachtungen auf den Bergwetterwarten mit denen durch Flugdrachen oder Ballons in freier Luft nicht ganz vergleichen, weil bei ersteren die Gebirgsmassen selbst einen bestimmten Einfluß auf Temperatur, Feuchtigkeitsgehalt, Bewegung usw. der benachbarten Luftschichten ausüben. Aus diesem Grunde ergeben die Messungen auf Berggipfeln nicht dieselben Temperaturverhältnisse mit zunehmender Höhe über der Erdoberfläche wie die Beobachtungen, die ein Luftschiffer im Ballon anstellt oder ein Flugdrache mit seinen selbstausweisenden Instrumenten herniederbringt. Es ist daher besonders wichtig gewesen, die Feststellung auf Berggipfeln mit den auf letztere Art gewonnenen zu vergleichen. Das wesentlichste Ergebnis ist, daß die Temperatur auf Berggipfeln im Durchschnitt niedriger ist, als sie in der freien Luft bei gleicher Erhebung über dem Meeresspiegel sein würde. Ueber die Unterschiede der Feuchtigkeit oder der Windgeschwindigkeit sind bisher noch keine sicheren Angaben zu machen, jedoch ist es sehr wahrscheinlich, daß die Windgeschwindigkeit auf Bergen größer ist, als in freier Luft von derselben Höhe. Wie in Deutschland schon seit längerer Zeit die Beobachtungen der Wetterwarten auf dem Broden und auf der Schneefelde mit den Ergebnissen der Drachenflüge verglichen werden, so hat man jetzt begonnen, auch in den Vereinigten Staaten dies wichtige Verfahren nachzuahmen, indem seit vorigem Sommer Untersuchungen auf dem 1918 Meter hohen Mount Washington in den Weißen Bergen von New Hampshire einerseits und in der umgebenden Ebene mit Hilfe von Flugdrachen andererseits wenigstens längere Zeit stattgefunden haben und noch fortgesetzt werden sollen. —

Notizen.

— **Gausmalereien im Dextale.** Man schreibt uns: Im Dextale las ich an einem Gasthause folgenden Spruch:

Herr Wirt, bring' den Wein!
Kellnerin, schenk' ein!
Hofmann, trink' aus!
Bauer, Du, zahl' aus!

Uebrigens findet man die reichsten Sprüche und sonstigen Verzierungen in Dörfern des westlichen Oberhessens, namentlich im sog. Hinterlande der oberen Lahn. —

— **„Ishabatrata“**, ein Drama von Julius Verfl, ist vom Neuen Theater erworben worden. —

— **Constantin Meuniers** großes Gemälde „Die Grubenarbeiterinnen“ wurde für das Leipziger Museum angekauft. —

go. Wie eine französische Zeitschrift mitteilt, wurde kürzlich in Sdhney ein besonders schönes Exemplar eines Merinowidderes von einem Züchter mit 27 500 Fr. bezahlt. —

— Die Gesellschaft der Naturfreunde Kosmos in Stuttgart zählt 20 000 Mitglieder. —

— In der „Augsburger Abendzeitung“ ist folgende Anzeige zu lesen: Von jeder an 1. Schulstelle eines Marktes, guter Zeichner und Musiker, sucht Nebenverdienst, um soviel noch zu verdienen, daß er sich und seine Familie ernähren kann. — Gefällige Angebote usw. —